

lag der große Junge wie ein kleines Kind an Großvaters Herzen.

„Großvater, bleib nur noch lange bei uns!“ flüsterte er. „In dem einen hast du dich unnötig um mich geärgert, und in andern Dingen hab’ ich mich, glaub’ ich, gebessert. Ich will dir nun wieder vorspielen, aber ohne deshalb immer zerstreut zu sein. Und ich will dir gern noch recht viele Freude machen, lieber, lieber Großvater!“



Ein Geschenk.

Es war zur Mittagszeit am 24. Dezember. Die strenge Kälte hatte ein bißchen nachgelassen, und die großen Flocken fielen so gemächlich, so locker und lustig aus den Wolkenbetten hernieder, daß es vom Zimmer aus schien, als seien sie wirklich der schönste, weiche, warme Federflaum. Wie gemütlich macht ein solcher Anblick das Heim! Dazu ein so schön gedeckter Tisch, ein so lustig prasselndes Feuer, ein so gutes Mittagessen, eine so heitere, liebevolle, trotz der weißen Fädchen im dunkelblonden Haare wirklich noch schöne Frau!

Und der Herr Doktor hatte doch keine rechte Ruhe. Er war nun bald fünfundzwanzig Jahre lang Arzt, und doch machte ihn noch das Leiden seiner Mitmenschen im tiefsten Herzen recht aufgeregt und beklommen, wenn sich, wie in den letzten Wochen, die Krankheitsfälle so un-

heimlich mehrten und seine Kräfte kaum ausreichten, allen Bitten um Hilfe nachzukommen.

Die liebe Frau Doktor war in so glücklicher Weihnachtsstimmung! Sie hatte für ihren Mann und für Schwestern und Brüder und Nessen und Nichten eine Bescherung im großen Saale aufgebaut, so wunderschön, mit so großem Fleiße, mit so zarter Liebe und Aufmerksamkeit ausgedacht, so geschmackvoll unter der schon bei Tage himmlisch funkelnden, deckenhohen Tanne ausgebreitet. Nun wollte sie auch ihren Mann gern ein bißchen in ihre Festlaune hereinziehen, sein gutes, geliebtes, sorgenvolles Gesicht erheitern und entwölken. Als es ihr nicht gelang trotz aller fröhlichen, weihnachtlichen Reden, ward sie traurig. Nein, er sei doch gar nicht mehr wie früher, sagte sie. So ginge es nicht länger! Er müsse sich einen jugendlichen Gehilfen nehmen oder die Hälfte der Kranken zu einem andern Arzte schicken. Die Leute machten ihn sonst einfach tot. Wie habe er Weihnachten früher lieb gehabt!

Doktor Leukert sagte in warmem Tone: „Gutes, liebes Weib, auch noch heute hab’ ich’s lieb! Paß auf, genau halb acht bin ich zur Bescherung da. Um sieben Uhr und keine Minute später schließe ich die Sprechstunde. Dann fahre ich nur noch ein halbes Stündchen in die Stadt — —“

„Aha!“ sagte die Frau Doktor und sah ihn mit den braunen, fröhlich blitzenden Augen schlau und schelmisch an. „In die Stadt? So, so? Das Geschenk betreffend, Schatz, wenn ich fragen darf?“

Der große, starke Herr Doktor mit dem riesigen Barte wurde ein bißchen rot und verlegen. Dann sagte

er aber ganz tapfer und ehrlich: „Offen gesagt, ja! Das Geschenk für dich, liebe Seele. Ich kam nicht früher dazu. Vor vier Wochen hab' ich dir's versprochen, daß du dir diesmal nicht alles allein kaufen sollst. Und jeden Tag wollte ich gehen und dir die schönste Überraschung aussuchen, obgleich du dir ja alles viel schöner, viel feiner, viel reizender selbst wählst, du Kluge, herzige Frau!“

Die Frau wehrte mit beiden Händen ab. „Mann, höre auf!“ sagte sie lachend. „Keine Schmeicheleien! Nein, nein, du kaufst dich nicht los! Ich hab's gesagt und bleibe dabei: das viele, viele Geld, das du mir vor Weihnachten immer zu Geschenken für mich und andere gibst, ist mir nicht halb so viel wert wie eine von den lieben Kleinigkeiten, von denen du mir früher so viele aufbaute. — Als du noch Zeit hattest!“ fügte sie, in Gedanken versinkend, hinzu.

Auch der Herr Doktor versank in Nachdenken. „Du hast ganz recht, Mline,“ sagte er träumerisch. „Ich habe mir's in diesen Tagen oft überlegt. Ich habe zu wenig Zeit für dich, du bist zu viel allein, du arme Doktor'sfrau! Wenn ich's nur ändern könnte! Aber sieh, wenn die Pflicht ruft, wenn Schmerz und Not anklopfen, und wenn man's dann fühlt, Gott hat einen so ein bißchen zu seinem Werkzeuge gemacht — —“

Es bedurfte so vieler Entschuldigungen gar nicht. Die Frau hätte ihren Mann im Grunde gar nicht anders haben mögen, als er war. Hätte er sich nur verdoppeln können, Lieblingsarzt der ganzen Stadt sein und dabei doch recht, recht viel Zeit für sie übrig haben können!

„Laß gut sein, Alter! Ich füge mich schon,“ sagte sie gutmütig. „Nur zur Bescherung komm einmal pünktlich. Das mache einmal wahr. Meinetwegen laß das Geschenk!“

Der Herr Doktor wurde ganz aufgeregt. „Nein, nein, nein! Auf keinen Fall!“ rief er eifrig. „Ich hab' dir's versprochen, und in diesem Fall will ich keine Nachsicht haben. Eine kleine Überraschung, ein einziges, vom Manne selbst eingekauftes Geschenk wird eine so liebe, gute Frau doch verlangen können! Wie gesagt, genau sieben Uhr, wie's auf meinem Schilde steht, schließe ich heute die Sprechstunde, und wer mich dann noch braucht, mag meinerwegen zum Doktor Springer, der keine Frau und keine Weihnachtsbescherung hat, hinübergehen oder später wiederkommen. Darf ich auf diesen Beschluß hin diese schöne Mehlspeise stehen lassen und gleich mit meinen Nachmittagskrankenbesuchen beginnen? Bitte, erlaub mir's! Und sei nicht böse, Mline! Du bekommst auch ganz bestimmt ein wunder-, wunderhübsches Geschenk!“

Was wollte die gute Frau einwenden? Sie mußte wirklich erlauben, daß der Herr Doktor vom Tische aufstand, dreiviertel satt, wie sie tief seufzend sagte. Und doch, als sie ihn ein paar Minuten später vom Fenster aus so eilig, so pflichtfreudig und rüstig durch den weißverschneiten Garten nach dem schon angespannt stehenden Wagen schreiten sah, hatte sie das Gefühl: der Menschheit so zu nützen wie er, so nötig zu sein, dabei so geschickt, so gut und, Gott sei Dank, gesund, das ist mehr als satt sein, — das tut wohler!

Der Herr Doktor war voll Unruhe, weil die Pferde

den Wagen durch den frischgefallenen, hohen Schnee nicht so im Trab, wie er es gewünscht hätte, vorwärtsziehen konnten. Er sah immer wieder auf seine Uhr und teilte die Zeit in Gedanken ein. Daß nur genug auf jeden kam! Eine große Zahl schwerkranker Patienten hatte er zu besuchen; Influenza und Lungenentzündung herrschten in der Stadt, dazu unter den Kindern die Masern. Wenn wenigstens die Entfernungen nicht so groß gewesen wären! Aber außer den reichen Leuten aus den Ufer- und Willenstraßen wußten ja die Armen aus den entlegensten Stadtteilen den guten Doktor, der keine Rechnung schickte, wo er kein Geld vermutete, zu finden. Und gerade bei den Armen wollten sie ihn immer nicht schnell wieder fortlassen. Sein Trost tat so wohl, seine Freundlichkeit erleichterte förmlich die Schmerzen. Und wenn er ging, wollte das „Vergelt's Gott!“ für Rat und Wohltat gar kein Ende nehmen.

Der Herr Doktor war ein großer Menschenfreund. Wie gern hätte er an manchem Leidensbette länger, als eben nötig war, verweilt. Aber die Pflicht drängte immer weiter, weiter! Wenn er um fünf Uhr zu seiner Sprechstunde nach Hause kam, war das Sprechzimmer immer schon angefüllt mit sehnsüchtig Wartenden. Und bis um sieben Uhr hatte er heute nur Zeit, keine Minute länger!

Es ist ein Wunder, daß ich's fertig gebracht habe, mußte er sich sagen, als er pünktlich um fünf Uhr wieder vor seinem Hause hielt.

Und ein fast noch größeres Wunder war's, daß er um sieben, nein, wirklich noch ganze drei Minuten vorher, wie die schöne, große Wanduhr zeigte, einmal die

Sprechstunde schließen konnte, ohne daß ein unabgefertigter Patient übrig blieb. Das kam fast im ganzen Jahr nicht vor. Das liebe Weihnachtsfest hilft mir, erklärte er sich die Sache; wem es nicht ganz übel und schlecht geht, der zwingt sich heute mit Gewalt, gesund zu sein.

Es war ein förmliches Feriengefühl, mit dem er nach erfüllter Pflicht der Krankenwärterin, Schwester Cölestina, die ihm in den Sprechstunden zur Hand ging, die gebrauchten Instrumente und andern Geräte zum Reinigen und Begräumen übergab. Für sieben Uhr hatte er sich den Wagen wieder bestellt; in die Hauptstraße, zum ersten Goldarbeiter der Stadt wollte er fahren. Unter den Kleinodien dort, den Ringen, Armbändern, Broschen und Ketten, werde er schon etwas finden, was Allinens Herz erfreuen mußte. Freilich, die Wahl werde schwer sein. Etwas ganz Einfaches, Feines, dabei doch Kostbares sollte es sein.

Die weihnachtliche Überraschung sollte schon damit anfangen, daß er sich recht heimlich und leise zur Vorsaaltür hinausstellen wollte. Wie ärgerlich! Nun war gerade eine Verhandlung, die gar nicht enden wollte, an der Vorsaaltür. Ein kleiner Verkäufer mochte wohl draußen stehen. Er hatte erst gehört, wie Babette, das Stubenmädchen, den Draußenstehenden zurückwies: „Nein, wir brauchen keine Goldpapiersterne! Unser Christbaum ist fertig!“ Damit ließ aber der Betreffende sich nicht abweisen. Der Doktor hörte durch die angelegte Tür seines Sprechzimmers eine eigentümlich leise, matte, wohlklingende Stimme. Ein paar abgerissene Worte Babettes klangen wieder an sein Ohr. „Herrn Doktors Sprech-

stunde ist aus, wenn ich dir's sage! Geh zu einem andern Doktor, es gibt der Arzte noch mehr." Darauf flüsterte die leise Stimme mit tiefem Seufzer: „Ich kann nicht!“ Und wie ein Hauch klang's dann nach: „Mein Vater hat, ehe er starb, noch gesagt, der Herr Doktor hier, der sei so gut!“

Da war's mit des Herrn Doktors Ruhe vorbei.

„Babette, ich bin noch da!“ rief er laut hinaus. „Laß den Patienten einmal herein, der draußen ist!“

Der Patient, der den Arzt so sehulich, so dringend sprechen wollte, kam herein. Die Gasflammen, die im Sprechzimmer schon ausgelöscht waren, wurden wieder angezündet, und in ihrem hellen Schein stand der Bittende da. Es war ein Knabe, acht Jahre alt etwa, ein blondes, zum Auslöschen schwächtiges Kerlchen, das ein Körbchen in der Hand trug, unter dessen zurückgeschlagener Decke goldene Christbaumsterne hervorstimmerten. Er hatte ein viel zu langes, dünnes und ganz zerrissenes Überzieherchen an, und eine ebenfalls viel zu große, alte, schwarze Krimmermütze saß ihm tief im Gesichte. Die zog er vor dem Herrn Doktor ab, und aus den glänzenden Augen traf nun ein Blick, ein echter, unendlich weher, angst- und qualvoller Krankheitsblick den Arzt.

„Herr Doktor, es tut mir so weh!“ wimmerte er mit tränenschwerer, müder Stimme. Der Herr Doktor brauchte keine Silbe mehr zu hören. „Schwester Cölestine,“ rief er der Krankenpflegerin, die im Kämmerchen nebenan unter den Instrumenten hantierte, zu, „bitte, stehen Sie mir noch ein bißchen bei. Das Kind ist ja todkrank! Bitte, rasch einmal die nassen Sachen her-

unter. Alles herunter vom Oberkörper bis aufs Hemd! Wollene Decken her! Fieberthermometer und Brusthörrohr! Ich muß die Lunge behorchen. O weh, o weh, o weh, du armer Kerl! Da hier aufs Ruhebett! Zeig den Puls her, mein Buberl! Tausend, tausend, Schwester, der rast!“

Die Pflegerin hatte die nassen Sachen des Kleinen mit weicher, geschickter Hand im Fluge heruntergezogen. Welch ein entsetzlich schmutziges, zerrissenes Bündelchen Armut war das! Schnell hatte sie das Kind dann in warme Flanelldecken gehüllt. Zuckend, wimmernd, zum Sterben erschöpft lag es da. Ein Blick wurde zwischen dem Arzte und der Schwester hinweg über das eingesunkene, fieberglühende Gesicht gewechselt, der deutlicher als Worte sagte: „Du armes, armes, kleines Menschenkind!“

Dieser stummen Unterredung folgte im Augenblicke eine sehr dringende, halbblaut geflüsterte zwischen den beiden. Der Knabe lag dabei wie erloschen, stumm, ergeben, geschlossenen Auges, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Die Worte „Lungenentzündung im höchsten Grade — größte Gefahr — entkräfteter, kleiner Körper“ erklangen, ohne daß er sie hörte, ohne daß ein Nerv in seinem glühenden Gesichtchen zuckte.

„Was jetzt nun tun, Herr Doktor?“ fragte die Schwester.

Der Herr Doktor seufzte tief, tief. „Ich weiß nur eins. Hier kann das Würmchen natürlich unmöglich bleiben. Meine Frau hat, glaube ich, vierundzwanzig Menschen zur Bescherung und zum Abendessen eingeladen. Wo wäre da Ruhe? Sie wickeln den armen

Kerl fest in alle diese wollenen Decken. Unten steht der Wagen. In einer Minute sind Sie drüben mit ihm im Friedrichshospitale. Ich gebe Ihnen einen Brief mit: ein gutes Bett in Abteilung I, ich bezahle alles. Kollege Speier soll einstweilen ausführen lassen, was ich hier schriftlich verordne. In einer Stunde bin ich drüben.“

Die Schwester nickte befriedigt. „Komm, Kerlchen,“ sagte sie, das Kind in die Höhe hebend, leise und zärtlich. „Es geht fort!“

Da war es, als schrecke das fiebernde Kind aus einer tiefen Versunkenheit, einem völligen Vergessen plötzlich mit Gewalt empor.

„Was ist denn los?“ rief er gellend auf. „Wo bin ich denn? Ich muß ja zur Trudel! Die Trudel sitzt ja noch an der Ecke und wartet. Herrgott! Ich muß zur Trudel!“

Doktor und Schwester mahnten freundlich und bestimmt: „Ruhe, Ruhe!“ — „Wer ist die Trudel?“ fragte der Arzt.

Der kleine Kranke schien sich auf das, was er vergessen hatte, nun erst ganz genau zu besinnen und rief in wilder Angst: „Im Schnee sitzt sie — meine Schwester — schon so lange — ich sagte, ich komme gleich wieder. Nun lieg' ich schon ein paar Tage hier.“

Doktor Leufert brachte ihm mühsam bei, das sei nicht wahr, noch keine Viertelstunde sei seit seinem Kommen vergangen. „Die Trudel holt die gute Schwester hier gleich herauf,“ sagte er beschwichtigend. Erleichtert seufzte er auf: „Ja, ach, bitte! Ja — unter dem Mauerdachel der Wiener Straße —“

Dann war's mit dem Besinnen auf einmal wieder vorbei. Anteillos, schwer atmend wie vorhin lag das Kind versunken in seinem dumpfen Fieberschlaf. Und doch schien es des guten Doktors Nähe, des Doktors liebevolles Anschauen und leises Handauslegen wie eine gelinde Wohlthat zu verspüren, denn unwillkürlich griff es mit seinem schmutzigen, zuckenden Fieberhändchen nach des Doktors reiner, kühler Hand.

Wohl fünf Minuten saß der Arzt so horchend, forschend, das Fieber messend, über den Knaben gebeugt. Ein halb dutzendmal wenigstens ging in dieser Zeit die Klingel. Die Verwandten kamen zur Weihnachtsbescherung; zwischen ihren lustigen Stimmen hindurch erklang einmal die Stimme seiner Frau:

„Mein Mann muß nun auch gleich wiederkommen. Dann kann's losgehen!“

Und er war noch nicht einmal fort!

Wenn Schwester Cölestine die Kleine doch bald fände, recht bald mit ihr wiederkäme! Da, gerade während einer Zeit der Stille draußen im Vorraume klang ihr Aufschließen; sie hatte, um stets still aus- und eingehen zu können, den Vorfaalschlüssel immer bei sich. Eine Minute später stand sie mit dem hübschesten schwarzäugigen, blonden Lumpenmädchen, das man sich denken kann, im Sprechzimmer.

„Da ist sie!“ sagte sie mit ihrer frischen, freundlichen Stimme. „Ich habe sie gefunden. Nicht wahr, Trudel,“ fragte sie, zu der ganz rot gefrorenen Kleinen gewandt, „du warst froh, als ich kam?“

Die Kleine nickte zutraulich. Ein paar Tränen-

kügelchen verliefen noch auf ihren Wangen; nun im hellen, warmen, schönen Zimmer schien's ihr aber unendlich wohl zu sein und zu gefallen. Sie sah ganz erstaunt auf das regungslose Fiebergesichtchen zwischen den Decken auf dem an der Wand stehenden Ruhebett und fragte zärtlich: „Ist das der Max dort?“

Der Doktor sagte mit großem Ernste: „Ja! Und nun höre einmal recht aufmerksam, du Kleine! Dein Bruder ist sehr krank und muß ins Krankenhaus. Du mußt allein nach Hause gehen, mußt es deiner Mutter sagen. Wirßt du das können? Findest du denn den Weg? Weißt du, wo du wohnst?“

Die Kleine sagte sehr wichtig: „Ich glaube.“ Aber bei diesem Worte rüttelte der kranke Max sich zum zweitenmal aus seinem Fieberschlaf auf und rief mit greller, ängstlicher, eigensinniger Stimme: „Nein! nein! nein! Die weiß es nicht! Die verläuft sich! Und wir haben ja gar keine Mutter, nur die Muhme. Die haut dich ja, Trudel, du weißt's ja! Wir haben ja keine Sterne verkauft. Nein, wohin ich gehe, muß die Trudel mit. Die muß mit! Die muß mit!“

Der Arzt suchte vergeblich die Aufregung des Kindes zu beschwichtigen.

„Wohin du gehst, kann deine Trudel nicht mit! Sei doch vernünftig!“ überredete er ihn. Wir bringen sie selber zur Muhme, wenn dich das beruhigt.“

Es beruhigte ihn gar nicht. „Zur Muhme kann sie nicht ohne mich!“ schrie er aus Leibeskräften zwischen Röcheln und Stöhnen. „Was täte die mit ihr, wenn ich nicht da bin und kein Geld verdiene? Lassen Sie mich fort! Ich will mit!“

Er wollte auffpringen. Mit festem Griffe hielt der Arzt ihn aber zurück, die wildesten Schmerzen hatten Max gepackt. „Sei doch gut! Sei doch vernünftig! Du kommst in ein schönes, weiches Bett, bekommst gute Arznei, fühle Umschläge —“

„Ich will aber nicht, wenn 's Trudel nicht mitgeht,“ wimmerte der Junge, schon ganz ermattet.

Der Herr Doktor wußte Rat.

„Ich will dir etwas sagen: Trudel bleibt einsteilen hier!“

Ein Blick aus den heißen Augen Maxens traf ihn, ernst fragend, sorgsam prüfend, nicht wie der eines Kindes, sondern wie der eines Mannes, eines Vaters, der in Sorge um seinen Liebling ist.

„Bis ich wiederkomme und es abhole?“ fragte er ernst. Das war eine gewichtige Frage!

„Ein paar Tage, bis dir's besser geht, bis sie dich besuchen kann,“ sagte der Doktor ausweichend.

Aber da verfiel der Kranke in eine wahre Todesangst. Das Schwesterchen schien sein Alles, sein höchstes Gut, sein Leib und Leben zu sein. „Ich will doch lieber mit der Trudel nach Hause! Ich will nicht ins Krankenhaus!“ wehklagte er. Kein Zureden half. „Wenn's auch weh tut, — ich will nach Hause!“ klang es immer.

Das konnte der Arzt nicht länger mit ansehen und anhören.

„Willst du denn hier bleiben?“ fragte er mit bewegter Stimme das kleine Mädchen. Unschuldig und fröhlich, wie sie das kranke Brüderchen bisher angesehen, sah sie nun zu ihm auf.

„Ja, bei dir ist's hübsch,“ sagte sie mit niedlichem,

bewunderndem Seufzer. „So hübsch! Und ganz warm! Und ganz hell! Da will ich bleiben!“

„So bleibe!“ sagte der Herr Doktor mit raschem Entschluß. „Maxel, sei nun ruhig und laß dich von der guten Schwester getrost ins weiche Bettchen im Krankenhause tragen, in dem du gesund werden sollst. Ich verspreche dir's, als wärst du ein großer Mann: Sie bleibt hier, bis du wiederkommst!“

Maxel lächelte leise in seinen heißen, großen Schmerzen. Dann schlang er die Arme geduldig und folgsam um Schwester Cölestins Hals. Er sagte noch klar und deutlich, wo die Ruhme wohne, damit sie Nachricht bekommen könne. Darauf trug sie ihn fort.

„Adieu, Trudel,“ sagte er und winkte mit der kleinen Hand. „Ich komme bald wieder zu dir!“

* * *

Der Doktor wußte nicht recht, wie ihm geschehen war, als er plötzlich mit dem kleinen Mädchen, das nun bei ihm bleiben sollte, allein im Sprechzimmer stand. Er besann sich nun erst wieder, daß Weihnachten war, daß alle Gäste warteten, daß die Tanne nun wohl gleich im Lichterglanze erstrahlen werde, daß er seiner herzlieben, geduldigen Frau ein Geschenk zu kaufen versprochen hatte. Dazu war es nun freilich viel zu spät. Aber auch zum langen Kopfzerbrechen fehlte die Zeit.

„Ist mein Mann noch nicht da?“ rief draußen eben die Frau Doktor. Er machte die Thür ein wenig auf und rief ganz wohlgelaunt, einer plötzlichen, fröhlichen Eingebung folgend, hinaus:

„Jawohl, jawohl! Längst! Brennt die Lichter nur einstweilen an, ich mache mein Geschenk inzwischen zurecht.“

Was er mit weichen, freundlichen Händen zurecht machte, war aber nichts anderes als das Kind. Er ließ aus der Wärmeleitung laues Wasser in das große Marmorwaschbecken und seifte und wusch das Trudel, daß es allmählich rosig und weiß wie ein richtiges Weihnachtsengelchen erglänzte. Dann zog er ihm das schmutzige Kleidchen aus — Doktorhände können so etwas gut — und da er kein anderes hatte, nahm er aus dem Schrank, wo das Verbands- und Leinenzeug lag, ein feines, großes, linnenes Tuch und hüllte mit Hilfe von ein paar starken Nadeln das Kind wie in ein loses Gewand darein. Ein fester Verbandstreifen gab einen Gürtel ab, der das Kleidchen hielt. Das stand dem Trudel ganz eigen, reizend. Und nun mit der großen Bürste noch ein paar rasche Striche über die weichen, blonden Locken — da klang auch schon die Weihnachtsklingel silberklar durchs Haus.

„Komm, komm, du kleiner Schatz!“ sagte der Herr Doktor und nahm die schneeweiße Kleine an der Hand. „Möchte ich Glück haben mit meinem Geschenke!“

Sie tappten durch ein halbdunkles Zimmer, dann tat sich eine große Thür auf, und plötzlich war's, als sei das Himmelreich mit allem Glanze und aller Helle auf die Erde herniedergekommen. Eine gold- und silbergeschmückte Tanne mit vielen hundert Lichtern brannte inmitten des festlichen Saales. Um sie her standen in Hufeisenform die Geschenktafeln, mit herrlichen Sachen beladen, ein fröhlicher Menschenschwarm strömte von

drüben aus dem Zimmer der Frau Doktor herein, fröhliche Kinder voran, dann junges Volk, zuletzt die älteren Leute. Der Herr Doktor war der einzige, der von der andern Seite kam. Dadurch richteten sich gleich alle Blicke auf ihn und auf die fremde, zarte, erstaunlich hübsche Kleine im Märchengewande mit den staunenden, fröhlich glänzenden Blicken, die er an der Hand führte.

„Onkel Doktor,“ riefen die Kinder, „wen bringst du denn da?“

„Gott, einen leibhaftigen Weihnachtsgengel!“ riefen die Großen. Die Frau Doktor, die neben der Tanne mitten im Zimmer gestanden, flog aber plötzlich so rasch, als sei sie eins der allerjüngsten Mädchen, auf ihren Mann zu.

„Lieber! Guter! O Gott, ist das etwa dein Geschenk?“ fragte sie mit glücklichem Verstehen.

Der Herr Doktor sagte tief ernst: „Ich weiß es noch nicht. Einstweilen ein geliehenes — für ein paar Wochen ist es bestimmt dein. Freue dich daran und Sorge recht lieb, daß es sich auch bei uns freue.“

Daran fehlte es schon an diesem ersten Tage nicht. Das fremde Kind zutraulich zu machen, war nicht mühsam. Es war merkwürdig, das Trudel kannte gar keine Scheu, es jauchzte selig über den prangenden Lichterbaum, sagte von allem, was es sah, mit der niedrigsten Anerkennung: „O so schön!“ Und als die andern ihre reichen Geschenke bekommen hatten und Zeit fanden, sich ihm zu widmen, ging es freundlich und ungeniert von Hand zu Hand, von Platz zu Platz, lachte alle wieder an, die es anlächelten, beantwortete alle Fragen in seiner

drolligen Kindersprache und spitzte das rote Mäulchen höchst vergnügt, wenn es hie und da einen Weihnachtsleckerbissen gab.

Die Hälfte von allem aber wollte sie aufheben für den Maxel. Das sei nicht nötig, sagte der Doktor. Max solle das alles auch bekommen und noch viel, viel mehr, wenn er gesund würde; dabei sah er seine Frau aber mit einem eigenen Blicke an. Er hatte ihr in der Eile erzählt, wie sehr, sehr krank Max sei, wie erschöpft sein Körperchen, wie gering die Hoffnung, ihn zu retten.

Mit ein paar Worten hatte er auch des Versprechens, das er dem kleinen Patienten gegeben, erwähnt, um das eigene Herz und Gewissen zu befreien, denn es war ihm, als hätte er zu viel gewagt, daß er, ohne seine Mline zu fragen, dieses Versprechen gegeben hatte.

Aber die gute Frau, die ihm noch nie ernstlich böse gewesen, zürnte ihm auch jetzt nicht. „Du hast recht getan!“ sagte sie innig. Geduldig nahm sie's hin, daß er gleich nach dem Gesange der Weihnachtslieder und mitten in dem delikaten Karpfenessen wieder aufbrechen mußte. Sein erster Gang war natürlich ins Krankenhaus zu Trudelhens Bruder. Er setzte alles daran, was Menschenkraft vermag, gab die peinlichsten Verordnungen, bat die Kollegen und die Pflegerinnen, keine Mühe zu sparen, um dieses gefährdete Leben zu hüten, vielleicht zu retten. Er selbst hatte wenig Hoffnung. Der Knabe kannte ihn nicht einmal wieder, das Fieber tobte mit rasender Gewalt in dem kleinen, elenden Körper. Mindestens seit drei Tagen war das Kind mit der entzündeten Lunge in der kalten Luft umhergelaufen.